

Märchensammlerin

Flora Annie Steel

Auf den Spuren der Märchen Nordindiens

Pauline Lörzer • Flora Annie Steel zählt zu den bedeutendsten Sammlerinnen ausser-europäischer Märchen des 19. Jahrhunderts. Während ihres mehrere Jahrzehnte dauernden Aufenthalts in Indien lernte sie lokale Sprachen, knüpfte enge Kontakte zur Bevölkerung und trug zahlreiche mündlich überlieferte Erzählungen zusammen. Mit «Tales of the Punjab» schuf sie eine bis heute vielbeachtete Märchensammlung, die zwischen folkloristischer Dokumentation und literarischer Bearbeitung steht.

Ihr Werk eröffnet nicht nur Einblicke in die Erzählkultur Nordindiens, sondern auch in die Chancen und Widersprüche kolonialer Märchenforschung. Flora Annie Webster wurde 1847 im englischen Harrow als sechstes von elf Kindern und zweite Tochter von George Webster und Isabella McCallum geboren. Ihre Mutter hatte als Erbin eines jamaikanischen Zuckerrohrpflanzers eine gute Mitgift in die Ehe gebracht, die ihr Gatte und ihre Schwiegermutter durch schlechtes Wirtschaften verloren, wodurch die Familie 1856 nach Schottland umziehen musste. Da die Familie mit den begrenzten Finanzen haushalten musste, wurde die Ausbildung ihrer Brüder priorisiert. Websters schulische Laufbahn blieb dadurch lückenhaft, was jedoch keineswegs einen Mangel an Bildung im weiteren Sinne bedeutete. Die familiäre Bibliothek wurde zu ihrem wichtigsten Lernort, und die Förderung künstlerischer und intellektueller Interessen durch ihre Mutter schuf einen Rahmen, in dem sie sich eigenständig Wissen aneignen konnte.¹ Diese autodidaktische Gelehrsamkeit prägte auch ihr späteres Leben und Schaffen.²

Aufbruch in ein Indien im Wandel

Die Jugend von Flora Annie Webster fiel in eine Phase tiefgreifender Umbrüche auf dem indischen Subkontinent. Mit der Niederschlagung des Indischen Aufstands von 1857 und der anschliessenden Überführung der Besitzungen der Britischen Ostindien-Kompanie in direkte Kronverwaltung entstand das sogenannte «Britisch-Indien». Dieses war durch einen rasch wachsenden Verwaltungsapparat,



Die mehr als zwei Jahrzehnte, die Steel in Indien verbrachte, sollten ihr weiteres Leben und Schreiben nachhaltig prägen.

den Ausbau von Infrastruktur und die zunehmende Präsenz britischer Beamter geprägt. Auch in Websters familiärem Umfeld spiegelte sich diese Entwicklung wider: Mehrere ihrer Brüder sowie ihr späterer Ehemann standen im Dienst des Indian Civil Service, der das Rückgrat der kolonialen Herrschaft bildete.

Im Jahr 1867 heiratete sie Henry William Steel, den sie seit ihrer Kindheit kannte. Die Verbindung bedeutete einen grundlegenden

Einschnitt in ihrem Leben. Nicht nur verliess sie erstmals dauerhaft ihr Elternhaus, sondern folgte ihrem Mann auch unmittelbar nach der Hochzeit nach Indien. Ihr neues Lebensumfeld, die britische Kolonialgesellschaft, war von den Modernisierungsprojekten des Empire geprägt: Eisenbahnbau, Telegrafie, Postsysteme und grossumfängliche Bewässerungsanlagen veränderten das Land sichtbar und dienten zugleich der administrativen Durchdringung und Kontrolle.³

Die mehr als zwei Jahrzehnte, die Steel in Indien verbrachte, sollten ihr weiteres Leben und Schreiben nachhaltig prägen.

Innerhalb der Gesellschaft nahm Steel zunächst die Rolle einer sogenannten «Mem-Sahib» ein, einer weissen Kolonialherrin. Die Angehörigen dieser sozialen Gruppe lebten meist in bewusster Abgrenzung zur einheimischen Bevölkerung und reproduzierten damit die sozialen und kulturellen Hierarchien des Empire. Durch die häufigen Umstationierungen ihres Mannes – allein in ihren ersten drei Ehejahren zogen sie neun Mal um – lebten die Steels unter anderem in Ludhiana, Dalhousie und Kasur im Punjab. Hitze, Skorpione, Hundertfüsser und wiederkehrende Krankheiten bei beiden Ehepartnern belasteten ihr Leben erheblich. Dazu kam die Totgeburt ihres ersten Kindes. 1870 brachte Flora Annie Steel schliesslich ihre Tochter Mabel zur Welt.

Sprachlernen und kulturelle Grenzüberschreitung

In den grösseren Städten des Punjab begann Flora Annie Steel zunächst, gesellschaftliche und kulturelle Veranstaltungen innerhalb



der angloindischen Gemeinschaft zu organisieren, nicht zuletzt, um der Monotonie des kolonialen Hausfrauendaseins zu entkommen. In den abgelegeneren Regionen jedoch, in denen europäische Kontakte oft nahezu vollständig fehlten, empfand sie die soziale Distanz zwischen Briten und einheimischer Bevölkerung sowie die häufige dienstliche Abwesenheit ihres Mannes zunehmend als Belastung. Rückblickend schrieb sie über Kasur: «Es gab nichts zu versorgen als den Garten. Daher blieb mir keine Wahl. Ich musste beobachten – oder sterben; denn, dass ich ohne irgendeine Arbeit sterben würde, war eine ausgemachte Sache.»

Diese Isolation führte dazu, dass Steel bewusst begann, sich der lokalen Kultur anzunähern. Sie lernte selbstständig die Panjabi-Schrift und mehrere indische Sprachen und entwickelte ein wachsendes Interesse an regionalen Bräuchen, sozialen Strukturen und Alltagspraktiken. In einer Zeit, in der viele Britinnen eine bewusste Abgrenzung zur Lokalbevölkerung einhielten, galt ein solches Verhalten innerhalb der Kolonialgesellschaft vielfach als unangemessen. Gerade diese Grenzüberschreitung ermöglichte Steel jedoch Einblicke in Lebenswelten, die den meisten Europäern verborgen blieben.

Bildung, Gesundheitsarbeit und Zugang zur Erzählkultur

Besonders prägend war dabei ihr Kontakt zu Frauen und Kindern. Mithilfe medizinischer Handbücher, Ratschlägen befreundeter Ärzte und einer umfangreichen Hausapotheke begann Steel, die lokale Bevölkerung

Ihr Werk bewegt sich im Spannungsfeld zwischen ethnografischem Interesse, literarischer Gestaltung und kolonialer Perspektive.

medizinisch zu versorgen. Diese Tätigkeit verschaffte ihr Zugang zu privaten Räumen und sozialen Zusammenhängen, die europäischen Männern meist verschlossen blieben.

Sie begleitete ihren Mann zudem auf Verwaltungsreisen durch den Punjab und engagierte sich zunehmend in Bildungs- und Gesundheitsprojekten. In Kasur richtete sie eigene Leseklassen an einer Knabenschule ein und wurde später von der lokalen Bevölkerung und Verwaltung gebeten, beim Aufbau einer Mädchenschule mitzuwirken – der ersten von zahlreichen Schulen, die sie in den folgenden Jahren unterstützen oder gründen sollte.⁴

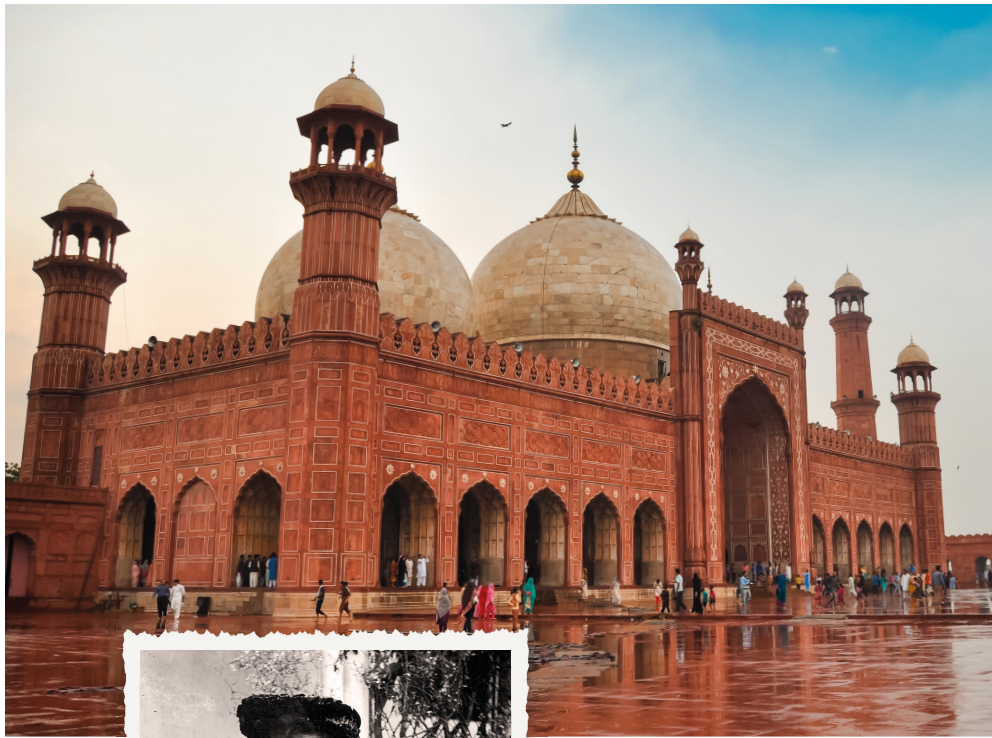
Darüber hinaus arbeitete sie in verschiedenen Gesundheits- und Bildungsausschüssen mit und setzte sich für den Erhalt traditioneller

Handwerkskunst ein, die bereits damals durch westliche Industriewaren verdrängt zu werden drohte. 1884 wurde Steel schließlich zur Schulinspektorin für Mädchenschulen im Punjab ernannt. Ihr Zuständigkeitsbereich umfasste ein Gebiet von mehr als 360 000 km² zwischen Peshawar und Delhi.

Die Entdeckung der Volkserzählungen des Punjab

Steels Beschäftigung mit Märchen entwickelte sich nicht aus wissenschaftlicher Ausbildung heraus, sondern aus ihrer kolonialen Stellung in der Gesellschaft. Wie zahlreiche britische Verwaltungsbeamte, Missionare und deren Angehörige begann sie mit der systematischen Erfassung lokaler Erzählungen. Geschichten galten als Ausdruck des «wahren Indiens», insbesondere des ländlichen Lebens der Dörfer. Zugleich diente ihre Sammlung dazu, kulturelle Praktiken zu dokumentieren, die unter dem Einfluss kolonialer Modernisierung als bedroht oder verschwindend wahrgenommen wurden. Für die britische Verwaltung boten solche Sammlungen aber auch die Möglichkeit, soziale Strukturen, religiöse Vorstellungen und kulturelle Praktiken besser zu verstehen – und damit indirekt kontrollierbarer zu machen.⁵

Durch ihre Kenntnisse regionaler Dialekte konnte Steel Erzählungen von Dorfbewohnern, Frauen und Kindern aufnehmen, statt auf Übersetzer angewiesen zu sein. Gerade diese Nähe zur mündlichen Überlieferung unterschied sie von vielen Zeitgenossen und galt auch in der Forschung als unverzichtbar für eine authentische Sammlung.⁶



Durch ihre Kenntnisse regionaler Dialekte konnte Steel Erzählungen von Dorfbewohnern, Frauen und Kindern aufnehmen, statt auf Übersetzer angewiesen zu sein.

Ihre Sammlungstätigkeit war daher stärker in alltägliche soziale Situationen eingebettet als die vieler männlicher Kollegen. Die Geschichten wurden im Rahmen informeller Begegnungen, etwa bei Abendzusammenkünften in Dörfern, über längere Zeit hinweg gesammelt, rekonstruiert und miteinander abgeglichen. Im Mittelpunkt stand dabei weniger eine wissenschaftliche Klassifikation als das Bemühen, Erzählweisen und Atmosphäre der Geschichten zu bewahren.

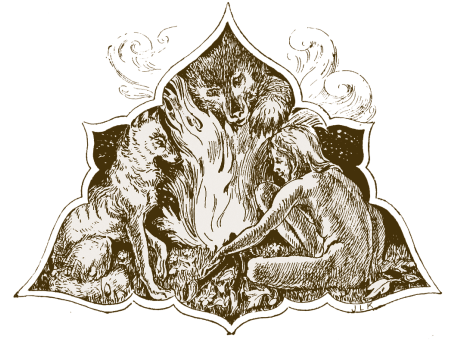
Sammlung, Bearbeitung und Publikation der Punjab-Märchen

Den ersten Höhepunkt von Steels Märchensammlung – und auch ihrer literarischen

Karriere – markiert die 1884 in Indien erschienene Sammlung «Wide-Awake Stories». Diese ursprünglich für ein junges Publikum konzipierte Veröffentlichung versammelte Erzählungen, die Steel vor allem von Kindern und Dorfbewohnern gehört hatte.

Zehn Jahre später erschien in England eine überarbeitete und erweiterte Fassung unter dem Titel «The Tales of the Punjab», die rasch bekannt wurde. Diese Ausgabe enthielt umfangreiche wissenschaftliche Anmerkungen des Kolonialbeamten und Folkloristen Richard Carnac Temple sowie Illustrationen von John Lockwood Kipling. Die Ausgabe verfolgte ausdrücklich eine doppelte Zielsetzung: Sie sollte sowohl ein unterhaltsames Lesebuch für Kinder sein als auch als wissenschaftlich nutzbares Material für die vergleichende Folkloreforschung dienen.

Steel betonte selbst, die Geschichten nicht inhaltlich verändert, sondern lediglich «eine Umgangssprache durch eine andere»⁷ ersetzt zu haben. Dennoch zeigen Titel, Erzählstruktur und sprachliche Gestaltung deutliche Anpassungen an viktorianische Lesegewohnheiten. Indische Begriffe wurden teilweise ersetzt, moralische und narrative Strukturen geglättet und Erzählungen in eine Form gebracht, die sich in europäische Märchentraditionen einfügte.⁸ Gleichzeitig bewahrte sie in vielen Fällen charakteristische Elemente der ursprünglichen Geschichten, etwa ihre oft episodische Struktur oder ihre spezifische Bildsprache. Die Märchen zeichnen sich so durch lebensnahe, oft humorvolle Erzählweise, starke und listige Figuren sowie die enge Verwurzelung in der mündlichen Erzähltradition des Punjab aus. Auch reflektieren die Märchen den Prozess der Überlieferung selbst – etwa die Fragmentierung von Geschichten, ihre Variation zwischen verschiedenen Erzählerinnen sowie die Not-



wendigkeit, aus unterschiedlichen Versionen eine kohärente Fassung zu rekonstruieren. Diese Beobachtungen machen die Sammlung nicht nur literarisch, sondern auch ethnografisch interessant.

Literarisches Schaffen und Rückkehr nach Grossbritannien

Nach dem Eintritt ihres Mannes in den Ruhestand kehrte die Familie 1889 nach Grossbritannien zurück. Dort begann Flora Annie Steel, ihre schriftstellerische Tätigkeit systematisch auszubauen. Viele ihrer Texte wurden zunächst in renommierten Zeitschriften veröffentlicht und verschafften ihr rasch literarische Bekanntheit.⁹ Neben dem Herausgeben der überarbeiteten Fassung ihrer Punjab-Märchen etablierte sie sich vor allem als Autorin von Erzählungen und historischen und romantischen Romanen, die häufig im Indien der Mogulzeit spielten. Dafür reiste sie mehrfach für Recherchen zurück nach Indien. Obwohl diese Werke das viktorianische Interesse an exotischen Schauplätzen bedienten, bemühte sich Steel zugleich um eine differenzierte Darstellung historischer Ereignisse und gesellschaftlicher Konflikte.

Sie wandte sich auch der europäischen Märchentradition zu. Mit «English Fairy Tales» legte sie 1918 eine eigene Bearbeitung klassischer englischer Volksmärchen vor, die von Arthur Rackham illustriert wurde und bis heute zu den bekanntesten Ausgaben englischer Märchen zählt. Insgesamt veröffentlichte Steel rund dreissig Bücher, darunter Romane, Kinderbücher, autobiografische Schriften und Märchensammlungen, von denen mehrere auch in andere Sprachen übersetzt wurden.

Ihre späteren Schriften zeigen, dass ihr Emanzipationsengagement für Mädchen und Frauen zwar progressiv wirkte, jedoch stark von kolonialen und paternalistischen Denkmustern geprägt blieb. Fortschritt verstand sie häufig als Anpassung an britische Vorbilder, wodurch ihre Position eher einem kolonial geprägten Reformverständnis als einem modernen Feminismus entsprach.

Flora Annie Steel starb 1929 kurz nach der Fertigstellung ihrer Biografie «The Garden Of Fidelity» und sechs Jahre nach dem Tod ihres Mannes, im Haus ihrer Tochter im englischen Minchinhampton. Bis zum Ende war sie schriftstellerisch tätig geblieben.

Ambivalente Vermittlerin zwischen Kulturen

Flora Annie Steel bleibt eine vielschichtige und bis heute kontrovers diskutierte Figur der Märchenforschung. Ihr Werk bewegt sich im Spannungsfeld zwischen ethnografischem Interesse, literarischer Gestaltung und kolonialer Perspektive. Einerseits eröffnete sie europäischen Leserinnen und Lesern erstmals einen breiten Zugang zu den Erzähltraditionen Nordindiens und bewahrte Geschichten, die sonst möglicherweise verloren gegangen wären. Trotz ihrer teils kritischen Haltung zum Kolonialsystem zeigen ihre Texte andererseits aber auch klar verankertes koloniales Denken, welches die Grenzen zwischen den Kulturen selten wirklich überwindet.

Die Forschung hat daher sehr unterschiedliche Bewertungen hervorgebracht. Während einige Steel als engagierte und einfühlsame Vermittlerin würdigen, sehen andere in ihren Schriften deutliche Spuren kolonialer Überlegenheit und kultureller Vereinnahmung. Gerade diese Ambivalenz macht ihr Werk jedoch besonders aufschlussreich. Es ist nicht nur eine Sammlung von Märchen, sondern auch ein historisches Dokument, das zeigt, wie eng Wissensproduktion, Literatur und Macht im kolonialen Kontext miteinander verflochten waren.¹⁰

1 Vgl. R.R. Clark, *The Garden Of Fidelity. Being The Autobiography Of Flora Annie Steel. 1847 – 1929*, London / Bombay / et al. 1930, S. 10f.

2 Vgl. R. Crane / A. Johnston, *Flora Annie Steel in the Punjab*, in: *Writing, Travel, and Empire. In the Margins of Anthropology*, New York 2007; S. 71 ff.

3 Vgl. B. D. und T. R. Metcalf, *A Concise History of Modern India*, Cambridge 2006.

4 Wie Anm. 1, S. 42 ff., 60 – 63. und 105.

5 Wie Anm 2, S. 73 f. und 79 f.

6 Vgl. A. K. Ramanujan, *Foreword*, in: Brenda E. F. Beck, P. J. Claus et al., *Folktales of India*, Chicago 1987, S. XI.

7 Siehe: F. A. Steel, *Tales of the Punjab. Told by the people*, London 1917, S. IX und XIII.

8 Vgl. J. Shields, *Flora Annie Steel. The Walter Scott of the Punjab?*, in: *Studies in Scottish Literature* 44/2, Washington 2019, S.110.

9 H. Chisholm, *Steel, Flora Annie*, in: *Encyclopædia Britannica* 25, Cambridge 1911, S. 861.

10 Vgl. S. Roye (Hrsg.), *Flora Annie Steel. A critical study of an unconventional memsahib*, Alberta 2017, S. XVII. und XVIII.

Pauline Lörzer studierte Volkskunde/Kulturgeschichte an der Friedrich-Schiller-Universität Jena und Kulturmanagement an der Franz-Liszt-Hochschule Weimar. Sie ist die Bildungskordinatorin und Jugendbildungsreferentin der Heimvolkshochschule Akademie Sonneck. Sie ist Mitglied der Kommission für Erzählforschung innerhalb der Deutschen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft.

Der Holzhacker und der Bär

Märchen aus dem Pandschab

Es lebte einmal ein Holzhacker mit seiner Frau in einer einfachen Hütte. Sie waren nicht nur sehr alt, sondern auch sehr arm. Sie mussten sehr sparsam mit ihrem Essen umgehen, und sie konnten sich nur etwas kaufen, wenn der Mann trotz seines Alters genug Holz geschlagen und verkauft hatte. Umso mehr hofften sie auf die Früchte des Birnbaums, der beim Nachbarn wuchs. Alle Birnen, die auf ihren Boden fielen, durften sie behalten. Jeden Tag schauten sie sehnsüchtig nach den Früchten, aber keine fiel herunter, denn die meisten waren noch unreif.

«Wir werden noch vor Hunger sterben», jammerte die Frau. «Du musst einfach mehr Holz schlagen!»

«Aber ich bin schon so schwach, weil du mir nur noch Fladenbrot zu essen gibst. Wie soll ich da viel Holz schleppen?», rief der Mann empört. Dann stand er auf und sagte: «Ich werde erst wieder arbeiten, wenn du mir ein richtiges Khichri kochst!»

Seufzend stand die Frau auf, holte den letzten Reis, die letzten Linsen, ein wenig Butter und Gewürze hervor und begann, ein Khichri zu kochen.

Ein feiner Duft bereitete sich bald in der Hütte aus, und dem alten Mann lief schon das Wasser im Mund zusammen. Erwartungsvoll stellte er seinen Teller

hin, doch die Frau rief: «Halt! Erst holst du Holz, sonst bekommst du gar nichts. Und bring eine ordentliche Menge nach Hause!»

Also machte sich der Mann auf den Weg in den Wald. Voller Vorfreude auf das gute Abendessen hackte er so viel Holz, dass bald ein grosser Haufen bereitlag. Er band das Holz zu Bündeln zusammen, und mit jedem Bündel schien es ihm mehr, als könne er das Khichri schon riechen oder sogar schon schmecken. So merkte er gar nicht, dass sich ihm ein Bär näherte. Der Bär war gross, hielt die schwarze Nase in die Luft gestreckt und war sehr neugierig.

«Lieber Freund», sagte der Bär, «was hast du vor mit diesem Haufen Holz?»

«Das ist für meine Frau», sagte der alte Mann. «Weisst du, meine Frau kocht heute Abend Khichri. Aber nur, wenn ich ihr genügend Holz mitbringe. Dieses Khichri, wie das allein schon duftet! Du solltest das selbst einmal riechen.»

Der Bär stellte sich nun seinerseits das leckere Essen vor, und weil er ein rechter Vielfrass war, fragte er: «Meinst du, deine Frau würde mir auch etwas geben, wenn ich ihr ein Bündel Holz bringe?»

«Vielleicht – wenn es eine sehr grosse Ladung ist», antwortete der Holzhacker.

«Wären vier Holzbündel genug?»





«Nein, das ist zu wenig. Weisst du, Khichri ist ein sehr teures Gericht mit Reis, Butter und dann ja noch die Linsen und Gewürze ...»

«Sind acht Bündel genug?», wollte der Bär ungeduldig wissen.

Der Holzhacker schüttelte den Kopf und meinte: «Zehn Bündel müssten es sein – und das wäre noch günstig!»

«Zehn Bündel sind viel», seufzte der Bär.

«Ja, aber überleg doch: Im Khichri ist auch Safran.»

«Na gut», sagte der Bär und leckte sich schon die Lippen. «Geh schnell nach Hause und sag deiner Frau, sie soll das Khichri warmhalten. Ich komme so schnell wie möglich mit den zehn Holzbündeln.»

Der Holzhacker eilte nach Hause und konnte es kaum erwarten, seiner Frau von dem guten Handel zu erzählen.

«Aber hör mal», meinte die Frau, «der Bär wird das ganze Khichri allein aufessen.»

Da wurde der Mann ganz blass und sagte: «In diesem Fall sollten wir sofort mit dem Essen beginnen, damit wir einen Vorsprung haben.»

Also stellten sie den Messingtopf mit Khichri zwischen sich und begannen, so schnell sie konnten, zu essen.

«Denk daran, dass wir noch etwas für den Bären übrig lassen müssen», sagte der Mann mit vollem Mund.

Die Frau nickte, während sie eifrig vom Khichri ass.

Nach einer Weile sagte sie: «Mann, denk an den armen Bären!»

«Sicher, sicher», antwortete er, doch auch er stopfte sich den Mund voll.

So ging es hin und her, bis schliesslich kein einziges Korn mehr im Topf übrig war.

«Was sollen wir jetzt tun?», fragte der Mann. «Es ist deine Schuld, Frau. Du hast so viel gegessen!»

«Ha!», rief die Frau. «Das sagst gerade du. Hast du dir nicht den Mund vollgestopft? Und ausserdem essen Männer immer mehr als Frauen.»

«Das stimmt nicht», rief der Mann erbost.

«Doch, das stimmt», rief die Frau. «Aber lass uns nicht weiter streiten. Das Khichri ist weg, der Bär wird wütend sein, und wir brauchen einen Plan.»

Sie überlegten eine Weile, dann schlossen sie alle essbaren Dinge im Haus weg, liessen den leeren Khichri-Topf in der Hütte stehen und versteckten sich auf dem Dachboden.

Währenddessen hatte sich der Bär mit den Holzbündeln abgemüht und sie den ganzen langen Weg bis zur Hütte geschleppt. Erschöpft lud er die Bündel vor der Hütte ab und trat ein.

Der feine Duft nach Essen lag noch in der Luft. Doch was musste er sehen, als er zum Khichri-Topf kam: Er war leer. Sofort begann er, in der ganzen Hütte nach Essen zu suchen. Als er nichts fand, rief er: «Wartet nur, ich werde schon etwas finden!»

Er nahm den leeren Topf, ging vor das Haus und sah den Birnbaum, der voller Früchte hing. Gierig riss er Birnen herunter, füllte die reifen in den Topf und frass die unreifen, um seinen Hunger zu stillen, obwohl sie noch ganz sauer waren.

Der alte Mann und die alte Frau beobachteten das alles aus ihrem Versteck unter dem Dach. Weil dort oben aber alles voller Staub war, fühlte die Frau auf einmal ein Kitzeln in der Nase.

«Ich muss niesen», flüsterte sie aufgeregt.

«Tu es nicht, sei still!», wisperte der Mann.

«Ich muss aber unbedingt», sagte die Frau, hob den Kopf, kräuselte die Nase, und heraus kam das gewaltigste Niesen, das man je gehört hatte: «A-h-ch-cu!»

Der Bär hörte das laute Geräusch, das klang wie ein Schuss. Er liess den Topf fallen und floh, so schnell er konnte, in den Wald zurück.

Fröhlich kletterten die beiden Alten vom Dachboden herunter, sammelten die reifen Birnen auf und freuten sich über das viele Holz.

Der Bär aber liess sich so schnell nicht mehr bei den Menschen blicken.

Der Schakal und das Rebhuhn



Märchen aus dem Pandschab

Ein Schakal und ein Rebhuhn waren einmal Freunde. Doch der Schakal zweifelte an der Freundschaft des Rebhuhns und sagte: «Ich finde, du tust weniger für mich als ich für dich. Ein echter Freund wäre jemand, der mir eine gute Mahlzeit bringt, mich zum Lachen und zum Weinen bringt ... und mir notfalls das Leben rettet! Das alles aber kannst du gar nicht.»

«Ich will es dir beweisen», sagte das Rebhuhn. «Wenn ich es nicht kann, darfst du mich fressen. Als Erstes werde ich dich zum Lachen bringen. Folge mir.»

Das Rebhuhn flog ein Stück weit, der Schakal folgte ihm. Sie kamen zu einem Weg, auf dem zwei müde Wanderer hintereinander herliefen. Der eine trug sein Bündel an einem Stock über der Schulter, der andere trug seine Schuhe in der Hand. Das Rebhuhn flog auf den Stock des ersten und setzte sich dort.

Der zweite Mann dachte: «Was für ein Glück! Das Abendessen ist gleich vor meiner Nase.»

Er hob seine Schuhe an und warf sie nach dem Rebhuhn. Dieses flog jedoch schnell davon, und die Schuhe schlugen stattdessen dem anderen Mann den Turban vom Kopf.

«Was soll das?», rief dieser erbost. «Warum hast du mir deine Schuhe an den Kopf geworfen?»

«Da war ein Rebhuhn auf deinem Stock, das wollte ich treffen!»

«Ein Rebhuhn auf meinem Stock? Hältst du mich etwa für dumm? Erst beleidigst du mich, und dann lügst du auch noch. Na, warte!»

Er stürzte sich auf den anderen, und die beiden prügelten sich so sehr, dass sie bald mit zerfetzten Kleidern am Boden lagen.

Der Schakal aber lachte und lachte und konnte gar nicht mehr aufhören damit.

«Siehst du?», sagte das Rebhuhn, «ich habe dich zum Lachen gebracht.»

«Nun ja», meinte der Schakal, «das ist ja auch einfach. Aber ich glaube nicht, dass du mich zum Weinen bringen kannst, das ist viel schwerer.»

«Wenn du unbedingt willst, werde ich auch das schaffen», sagte das Rebhuhn. «Komm mit!»

Es führt den Schakal zu einem hohlen Baum und sagte: «Kriech dort hinein und warte.»

Bald kam ein Jäger mit seinen Hunden. Das Rebhuhn flatterte zwischen den Büschen hin und her, lockte die Hunde zu dem hohlen Baum und flog dann oben auf einen Ast. Die Hunde entdeckten den Schakal und versuchten, ihn aus dem Baum zu zerren. Sie zogen an seinem Schwanz, bellten und bissen und liessen erst nach, als sich der Schakal totstellte.

Als die Hunde fort waren, flog das Rebhuhn zum Schakal und fragte: «Musstest du weinen?»

Der Schakal blinzelte die Schmerztränen weg und sagte: «Ich war vor Angst halb tot! Wenn du ein wahrer Freund bist, dann besorge mir etwas Anständiges zu essen.»

«Na gut», sagte das Rebhuhn. «Pass gut auf und bediene dich, wenn es so weit ist.»

In diesem Augenblick kamen einige Frauen vorbei. Auf ihren Köpfen trugen sie die Schüsseln mit dem Mittagessen, das sie ihren Männern auf dem Feld bringen wollten.

Das Rebhuhn stiess einen klagenden Schrei aus und flatterte vor den Frauen her.

«Ein verletztes Rebhuhn!», riefen die Frauen. «Das lässt sich leicht fangen!»

Sie stellten ihre Schüsseln auf den Boden und sprangen dem Rebhuhn hinterher.

Diese Gelegenheit nutzte der Schakal. Er machte sich schnell über die Schüsseln her. Als das Rebhuhn sah, dass alles leergefressen war, brachte es sich auf dem Baum in Sicherheit.

«Bist du jetzt zufrieden?», fragte es den Schakal.

«Nun, du hast mich zum Lachen gebracht, und nun ja, auch zum Weinen, ein Abendessen hast du mir auch besorgt. Aber die grösste Prüfung für eine Freundschaft wirst du nicht schaffen. Niemals wirst du mein Leben retten können.»

«Vielleicht nicht», meinte das Rebhuhn. «Schliesslich bin ich klein und schwach. Aber lass uns jetzt nach Hause gehen, es ist schon spät. Ich kenne eine Abkürzung.»

Das Rebhuhn flog voraus zum Fluss und sagte: «Mein Freund, das Krokodil, wird uns über den Fluss tragen.»

Das Krokodil liess die beiden auf seinen Rücken klettern.

Als sie mitten im Fluss waren, sagte das Rebhuhn: «Ich hoffe, dass das Krokodil nicht untertaucht. Also, ich kann ja fliegen, aber du nicht.»

Der Schakal begann vor Angst zu zittern. Erst recht, als das Krokodil sagte: «Ich bin sehr hungrig. Ich glaube, ich werde einen von euch fressen.»

«Ach, weisst du», sagte das Rebhuhn, «mich kannst du nicht fressen, denn ich kann davonfliegen. Und meinem Freund, dem Schakal, kannst du auch nichts antun, denn er hat sein Leben zu Hause gelassen. Er nimmt es nie mit auf einen Ausflug.»

«Ist das wahr?», fragte das Krokodil verwundert.

«Natürlich!», erwiderte das Rebhuhn. «Du würdest dir vergeblich die Zähne an ihm ausbeissen.»

«Das ist aber seltsam, so etwas habe ich noch nie gehört», sagte das Krokodil. Inzwischen waren sie schon fast am Ufer angelangt. Der Schakal sprang mit einem grossen Satz an Land und brachte sich in Sicherheit.

«Habe ich dir jetzt meine Freundschaft genügend bewiesen?», fragte das Rebhuhn.

«Nun», sagte der Schakal, «du hast mich zum Lachen und zum Weinen gebracht, mir ein Abendessen besorgt und mir das Leben gerettet. Aber eins habe ich gemerkt: Du bist zu schlau für mich. Deshalb will ich nicht mehr dein Freund sein.»

Mit diesen Worten sprang er davon, und seither sind das Rebhuhn und der Schakal keine Freunde mehr.

Fassung D. Jaenike, nach: F. A. Steel, *Tales of the Punjab*. Told by the People, London 1894, unter dem Titel: «The Jackal and the Partridge».